

Wolfgang und Heike Hohlbein

Die Zauberin von Märchenmond

ca. 870 Seiten
Gebundene Ausgabe
Ueberreuter Verlag
Erscheinungsdatum: September 2005
Lesestufe: ab 12 Jahre
ISBN: 3-8000-5175-3
Preis: 19,95 Euro
weitere Infos: www.maerchenmond.de



Kapitel 2

Die Katastrophe

In Wirklichkeit waren wahrscheinlich nur ein paar Minuten vergangen, aber das änderte nichts daran, dass es Rebekka wie ein paar Stunden vorkam. Mindestens.

Sie blickte abwechselnd die drei schlafenden Mädchen an, und es fiel ihr immer noch schwer zu glauben, was sie da sah. Nach all dem Brimborium, das Bea und die beiden anderen gemacht hatten, waren sie kaum hier drinnen und rollten sich dann wie schlafende Katzen zusammen, um friedlich schnurrend (oder genau gesagt: schnarchend) einzuschlafen? Was war das hier – das geheime Versteck der Dorfjugend von Martens Hof oder ein Altersheim?

Rebekka war regelrecht empört. Sie fühlte sich nicht nur veräppelt, sondern auch irgendwie gedemütigt. Wenn das die Art ihrer neuen Freunde war, sich über sie lustig zu machen, dann war sie nicht lustig, sondern einfach nur gemein.

Seltsamerweise wollte es ihr nicht so recht gelingen, wütend zu werden. Es musste wohl tatsächlich an diesem sonderbaren Keller liegen, dachte sie verwirrt. Sie konnte es drehen und wenden, wie sie wollte – dieses seltsame Zimmer ... stimmte sie friedlich.

Und machte sie ganz nebenbei müde.

Rebekka begriff es erst, als ihr die Augen zufallen wollten und sie mit einer erschrockenen Bewegung die Lider hob. Für einen Moment war etwas wie ... Dunkelheit vor ihren Augen aufgeblitzt, so absurd das auch klingen mochte, und sie spürte einfach, dass Zeit

vergangen war. Alarmiert hob sie den Arm und sah auf die Uhr.

Sie war stehen geblieben.

Rebekka blinzelte ein paarmal, fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen und klopfte anschließend mit den Fingerknöcheln gegen das Glas der Uhr. Es blieb dabei: Der Sekundenzeiger rührte sich nicht.

Und das war eigentlich unmöglich.

Die Uhr war ein Geburtstagsgeschenk ihres Großvaters, der – obwohl er ein bisschen älter sein musste als Methusalem und mit seinem struppigen Vollbart und dem allmählich dünner werdenden, nichtsdestoweniger aber schulterlangen Haar aussah wie ein übrig gebliebener Neandertaler – ein richtiger Technikfreak war und sich wie ein kleines Kind unter dem Weihnachtsbaum freuen konnte, wenn er eine neue elektronische Spielerei entdeckte. Diese Uhr zum Beispiel hatte weder eine Batterie noch sonst eine Energiequelle, und sie musste auch nicht aufgezogen werden, sondern zog sich selbst durch den Pulsschlag ihres Trägers auf. Rebekka erinnerte sich noch gut, wie ihr Vater herumgewitzelt hatte, als sie die Tissot zu ihrem vorletzten Geburtstag geschenkt bekommen hatte: Wenn du eines Morgens aufwachst und feststellst, dass deine Uhr stehen geblieben ist, dann solltest du vielleicht anfangen dir Sorgen zu machen. Damals hatten alle über den Scherz gelacht, aber jetzt lief Rebekka ein eisiger Schauer über den Rücken, als sie daran zurückdachte.

Sie verscheuchte den Gedanken und wollte sich gerade vorbeugen, um Bea an der Schulter zu ergreifen und so lange zu rütteln, bis sie wach wurde oder dieses alberne Spielchen aufgab, als sie ein Kratzen hörte.

Für einen Moment stockte ihr das Blut in den Adern.

Irgendetwas hatte an der Tür gekratzt!

Mit klopfendem Herzen drehte sie den Kopf und sah zur Tür zurück, durch die sie hereingekommen waren.

Sie stand offen.

Sperrangelweit!

Und das Kratzen wiederholte sich.

Aus der entgegengesetzten Richtung.

Rebekkas Herz klopfte jetzt nicht mehr, es raste wie ein außer Kontrolle geratenes Hammerwerk, und sie spürte, wie ihre Handflächen kalt vor Schweiß wurden.

Das war ganz eindeutig das Geräusch von harten Krallen auf Holz, und es kam von der Tür, die Bea ihr vorhin gezeigt hatte. Der Tür, die in das Kellerlabyrinth führte ...

Rebekka rief sich in Gedanken zur Ordnung. Ganz bestimmt gab es eine harmlose Erklärung für das Kratzen, das überdies wahrscheinlich gar kein Kratzen war, sondern irgendeines der Geräusche, wie sie alte Häuser wie dieses dauernd machten.

Sie trat einen Schritt auf die Tür zu.

Das Kratzen hörte auf.

Rebekka blieb stehen, blinzelte und lauschte einen Moment mit angehaltenem Atem.

Nichts.

Sie holte tief Luft und wandte sich ab, und das Kratzen wiederholte sich nicht nur, sondern war diesmal auch deutlich lauter.

Unendlich langsam drehte sie sich abermals um und schaute die Tür an, die ihr plötzlich gar nicht mehr so massiv vorkam wie noch vor ein paar Minuten.

Da gruben sich scharfe Krallen von der anderen Seite durch das harte Holz ...

Blödsinn!, versuchte sich Rebekka in Gedanken zu beruhigen. Da war gar nichts.

Entschlossen machte sie einen weiteren Schritt auf die unheimliche Tür zu und blieb noch einmal stehen um zu Bea zurückzublicken. Eine halbe Sekunde lang überlegte sie, sie zu wecken, damit sie diesem sonderbaren Kratzen gemeinsam auf den Grund gehen konnten, aber dann dachte sie an das, was Bea sagen würde, wenn sie die Tür aufmachten und dahinter nichts Gefährlicheres lauerte als eine halb verhungerte Maus.

Sie ging weiter, streckte die Hand nach dem altmodischen Riegel aus und schob ihn hastig zurück, bevor ihre Vernunft am Ende doch noch die Oberhand gewinnen und sie einen Rückzieher machen lassen konnte. Erstaunlicherweise schwang die Tür trotz ihres bestimmt enormen Gewichtes nicht nur wie von selbst, sondern auch nahezu lautlos auf, kaum dass sie den Riegel losließ. Für einen ganz kurzen Moment hatte sie tatsächlich das Gefühl, etwas Dunkles und Haariges davonhuschen zu sehen, aber als ihr erschrockenes Zusammenzucken vorbei war, gewährte sie im Halbschatten auf der anderen Seite der Tür nichts als ...

... die schlanke, hoch gewachsene Gestalt eines Jungen mit einer Mütze, die er so tief ins Gesicht gezogen hatte, dass Rebekka davon kaum mehr als die dunklen Augen erkennen konnte. Bestimmt drei oder vier Sekunden, wenn nicht länger, standen sie einfach beide wie erstarrt da und glotzten sich nur gegenseitig verdattert an, und schließlich war es der Junge, der seine Überraschung zuerst überwand.

„Äh ... oh ... hallo“, stammelte er.

„Hallo“, erwiderte Rebekka ganz automatisch. „Wer ... ich meine ... wo ... wo kommst du denn ...?“

Der Junge deutete mit dem Daumen über die Schulter zurück. „Von da.“ Rebekkas Blick folgte der Bewegung, aber sie erkannte hinter dem Jungen nichts weiter als einen leeren, aus Ziegelsteinen gemauerten Gang, der sich schon nach wenigen Schritten in fast vollkommener Dunkelheit verlor, die sonderbar ... staubig wirkte.

„Aha“, sagte sie, noch immer mehr als nur ein bisschen verwirrt. „Und was hast du dort getan?“

„Das kann ich dir sagen“, knurrte eine ziemlich übel gelaunte Stimme hinter ihr. Rebekka fuhr erschrocken herum und sah, dass Bea aufgewacht war und sich halbwegs aufgerichtet hatte. Ihr Gesicht wirkte noch immer ein wenig verschlafen, aber ihre Augen blitzten hellwach und sehr, sehr wütend.

„Der verdammte Kameltreiber hat uns beklaut, und dann hat er uns kommen hören und sich da drinnen versteckt – habe ich Recht?“

„He, he!“, protestierte der Junge. „Mein Vater war ein ehrbarer Kaufmann! Es kann schon sein, dass er das eine oder andere Mal auch mit Kamelen gehandelt hat, aber er hat nie welche getrieben – und ich erst recht nicht!“

„Halt bloß das Maul, Kanake!“, fauchte Bea. Mit einer einzigen, wütenden Bewegung war sie auf den Beinen und neben Rebekka. Ihre Augen sprühten Feuer. „Was hast du hier zu suchen?“

Der Junge (der niemand anderer als Toran sein konnte, von dem Bea vorhin erzählt hatte) sah sie einen Moment lang unsicher an und zog sich ein Stück weiter ins Halbdunkel zurück, sodass er fast ganz mit dem Schatten der Wand zu verschmelzen schien. „Nun reg dich doch nicht so auf. Ich wollte ganz bestimmt nicht ...“

„Nicht hier herumschnüffeln?“, fiel ihm Bea ins Wort.
„Bestimmt wolltest du das nicht. Ich nehme an, du hast dich nur auf dem Nachhauseweg verlaufen, wie?“

Toran wich tatsächlich noch einen halben Schritt vor Bea zurück und hob abwehrend die Hände, als hätte er Angst, von ihr geschlagen zu werden. Und als Rebekka in Beas Gesicht sah, erschien ihr diese Angst auch gar nicht so unbegründet. Hatte sie vorher, als sie über Toran und die anderen Kümmelfresser gesprochen hatte, nur Wut und Zorn auf ihren Zügen gelesen, so erblickte sie jetzt etwas, das an Hass grenzte. Der Anblick erschreckte sie mehr, als sie sich eingestehen wollte.

„Bitte, Bea“, sagte sie. „Er ist doch nur ...“

„Halt dich da raus!“, fuhr Bea sie an, ohne den Jungen allerdings auch nur einen Sekundenbruchteil aus den Augen zu lassen. „Ich habe dir oft genug gesagt, dass du hier nichts verloren hast, Kameltreiber!“

Toran ließ die Hände wieder sinken. „Übertreib es nicht. Ich wollte wirklich nur ...“

Er kam auch jetzt nicht dazu, zu Ende zu sprechen, denn Bea war mit ein paar Schritten bei ihm, packte ihn plötzlich mit beiden Händen am Hemdkragen, riss ihn so kraftvoll nach vorne, dass er um ein Haar das Gleichgewicht verloren hätte, und versetzte ihm dann einen Stoß, der ihn haltlos drei, vier Schritte weit in den dunklen Korridor zurückstolpern ließ, bevor er unsanft gegen die Wand prallte.

„Bitte!“, sagte Rebekka erschrocken. „Hör auf!“

Fast Hilfe suchend sah sie sich um. Hinter ihr rappelten sich gerade Franziska und Petra auf und verfolgten die Szene mit gleichermaßen schlaftrunkenen wie verwirrten Blicken. Von diesen beiden, das begriff sie, hatte sie zumindest im Moment keine Hilfe zu erwarten.

„Hör endlich auf, verdammt noch mal!“, sagte sie, nun wieder an Bea gewandt. Sie überwand sogar ihre instinktive Furcht und trat ebenfalls einen Schritt in den Tunnel hinein, blieb dann aber wieder stehen, lange bevor sie Bea und den Jungen erreicht hatte.

„Ich höre auf, wann ich will!“, fauchte Bea. Sie trat auf Toran zu, packte ihn, diesmal nur mit einer Hand, am Kragen und riss ihn unsanft wieder zurück in Richtung Ausgang.

Toran stolperte, machte aber keine Anstalten, sich zu wehren, obwohl er das ganz bestimmt gekonnt hätte,

denn so weit Rebekka erkennen konnte, war er nicht nur fast einen halben Kopf größer als das Mädchen, sondern auch breitschultrig und sportlich gebaut. Dennoch ließ er es geschehen, dass sie ihm einen weiteren Stoß versetzte, der ihn jetzt um ein Haar wirklich von den Füßen gefegt hätte.

„Jetzt hör doch auf“, verlangte er. „Ich wollte wirklich nur den ...“

„Weißt du, wie egal mir ist, was du wolltest?“, fuhr ihm Bea über den Mund. Herausfordernd baute sie sich vor ihm auf, sodass Rebekka von ihrer Position aus jetzt nur noch Torans rechten Arm sehen konnte – und seine Hand, die mittlerweile zur Faust geballt war. „Geh nach Hause und tu dort alles, was du willst – aber hier hast du nichts zu suchen. Und hier unten schon gar nicht!“

Obwohl Rebekka das Gesicht des Jungen nach wie vor nicht sehen konnte, war sie vollkommen sicher, dass es Bea jetzt zu weit getrieben hatte und er sie endgültig in ihre Schranken weisen würde. Dann aber wandte er sich nur wortlos ab, um zur Tür zu gehen.

„Ja, hau bloß ab, Kameltreiber!“, rief Bea ihm nach. „Und lass dich nie wieder hier blicken, hast du das verstanden?“

Der Junge hatte bereits die Hand auf der Türklinke und drückte sie nun tatsächlich herunter, doch dann, während er die Tür öffnete, sagte er halblaut: „Eigentlich bin ich ja nur hergekommen, um mich bei dir zu entschuldigen.“

„Entschuldigen?“, keuchte Bea. „Wofür denn, zum Teufel?“

„Na ja, es hat da ein paar Missverständnisse zwischen uns gegeben“, antwortete der Junge noch immer ohne sich umzudrehen. Seine Hand verkrampfte sich um den Türgriff. „Ich glaube, ich war ein - oder zweimal nicht besonders nett zu dir. Das tut mir Leid. Ich dachte, wir könnten das Kriegsbeil vielleicht begraben.“

„Da hast du falsch gedacht, Kümmelfresser!“, schnappte Bea, während sie abermals und jetzt mit hochrotem Kopf auf ihn zustürmte und gerade einen Schritt hinter ihm Halt machte. „Wenn du mir einen Gefallen tun willst, dann hau ab. Am besten gleich nach Anatolien oder wo immer du hergekommen bist!“

Toran, der bereits den ersten Schritt nach draußen in den Gang gemacht hatte, drehte sich ganz langsam zu ihr um, aus Rebekkas Blickwinkel sah er aus wie ein dunkler, bedrohlicher Schatten. „Übertreib es nicht,

Beatrix“, sagte er in hörbar kühlerem Tonfall. „Ich bin zwar hergekommen, um mich mit dir zu vertragen, aber ich denke nicht daran ...“

„Ist mir doch scheißegal, was du denkst!“, unterbrach ihn Bea. „Ich habe gesagt, hau ab!“ Und damit stieß sie Toran die flachen Hände mit solcher Wucht vor die Brust, dass er haltlos zurück und durch die Tür nach draußen taumelte.

Und genau in den Stützpfeiler.

Rebekka sah es ganz genau, jedes noch so winzige Detail, obwohl es rasend schnell ging: Der Junge prallte so heftig mit dem Rücken gegen den mächtigen Balken, dass dieser hörbar ächzte und Staub und winzige Steinsplitter von der Decke zu regnen begannen. Vielleicht hätte die improvisierte Stütze dieser groben Behandlung trotz allem noch standgehalten, doch Toran drohte nun endgültig die Balance zu verlieren, kämpfte mit wild rudernden Armen um sein Gleichgewicht und stieß sich schließlich mit beiden Händen von dem schräg stehenden Holzbalken ab, um nicht zu fallen – und das war zu viel. Mehr Staub und winzige Beton- und Steinsplitter fielen von der Decke, und Rebekka beobachtete aus ungläubig aufgerissenen Augen, wie sich einer der Holzkeile löste und mit solcher Wucht auf Torans Schulter herunterkrachte, dass der Junge schmerz erfüllt die Zähne zusammenbiss und instinktiv einen Schritt zur Seite machte.

Was ihm vermutlich das Leben rettete. Wo er gerade noch gestanden hatte, krachte plötzlich ein zentnerschweres Bruchstück der Decke mit solcher Wucht zu Boden, dass der ganze Keller zu erbeben schien, und hinter ihm begann sich der Stützbalken langsam weiter zur Seite zu neigen, schien einen winzigen Moment innezuhalten und zu erzittern, fast wie ein lebendiges Geschöpf, das sich verzweifelt gegen das Unausweichliche wehrt – und fiel dann mit gewaltigem Poltern und Getöse um!

In der nächsten Sekunde brach die gesamte Decke ein. Bea stieß einen spitzen Schrei aus und prallte zurück, als draußen eine gewaltige Lawine aus Betonbrocken, Steinen, Erdreich und zersplitterten Balken niederzukrachen begann. Eine gewaltige Staubwolke quoll herein und ließ sie alle husten. Verzweifelt nach Atem ringend stolperte Rebekka zurück, prallte gegen die Wand und glitt weiter zur Seite – und dann war hinter ihr plötzlich nichts mehr, woran sie noch Halt gefunden hätte!

Mit hilflos rudernden Armen stürzte sie rücklings durch die Tür neben dem Sofa, prallte hart auf dem Boden auf und riss instinktiv die Arme über das Gesicht, als die Verheerung weiterging und plötzlich auch hier Staub und kleine Steine von der Decke stürzten. Ein unheimliches, mahlendes Geräusch erklang, als stöhne die Erde selbst unter dem Schmerz, der ihr zugefügt wurde. Irgendetwas sehr Schweres, Massives schlug nur eine Handbreit neben ihrem Gesicht auf dem steinernen Boden auf, dann hatte die brodelnde Staubwolke sie erreicht, hüllte sie vollkommen ein und nahm ihr nicht nur den Atem, sondern machte sie für einen Moment auch vollkommen blind.

Sie glaubte Schreie zu hören, Petras und Beas und Franziskas Stimmen, die in Panik durcheinander riefen, vielleicht auch vor Schmerz schrien, und rings um sie herum krachten weiter Steine zu Boden.

Wie durch ein Wunder wurde sie nicht getroffen. Sie versuchte zu atmen, doch das einzige Ergebnis dieser Bemühungen war ein erneuter quälender Hustenanfall. Verzweifelt wälzte sie sich auf den Bauch, robbte ein paar Meter weit davon und öffnete vorsichtig die Augen. Es tat weh. Der Staub, der so dicht wie Nebel in der Luft hing, brannte in ihren Augen. Jedes Luftholen war eine Qual. Hinter ihr polterte, krachte und dröhnte es noch immer, der Boden, auf dem sie lag, zitterte und bebte, und sie hätte sich nicht einmal mehr gewundert, wäre im nächsten Moment die gesamte Decke herabgebrochen und hätte sie unter Tonnen von Steinen und Schutt begraben.

Stattdessen ließ das Inferno ganz allmählich nach. Der Boden, der sich für einige, schreckliche Sekunden gebärdet hatte wie ein durchgehendes Pferd, das seinen Reiter abzuwerfen versuchte, zitterte noch ein wenig, beruhigte sich aber zusehends, und auch der Hagel aus Trümmern und Steinsplintern, der auf sie herunterprasselte, ließ ganz allmählich nach. Trotzdem wartete Rebekka noch ein paar Minuten, ehe sie es wagte, sich auf die Knie zu erheben und herumzudrehen.

Vielleicht hätte sie das besser nicht getan. Erstaunlicherweise gab es noch immer Licht, nicht viel, aber doch genug um ihr zu zeigen, dass die Tür, durch die sie gestürzt war, nicht mehr existierte. Wo sie gewesen war, erhob sich ein bis unter die Decke reichender Berg aus Trümmern, Steinen, Schutt und Erdreich. Sekundenlang saß Rebekka einfach nur

fassungslos da, starrte das Hindernis an und versuchte vergebens zu begreifen, was sie da sah.

Dabei war die Wahrheit so einfach: Sie war verschüttet. Vor ihr war der gesamte Gang eingebrochen und der Ausgang lag unerreichbar hinter Tonnen von Schutt.

Zitternd stand Rebekka auf, machte einen Schritt auf das Hindernis zu und blieb wieder stehen, als es irgendwo in der Decke über ihr drohend zu knirschen begann. Ein einzelner Stein stürzte herab, prallte dicht vor ihren Füßen auf und zerbrach in zwei Teile, aber Rebekka hatte die Warnung verstanden. Hastig zog sie sich etliche Schritte zurück, bevor sie stehen blieb und versuchte, den Schuttberg genauer zu betrachten. Es war nicht leicht, in der Luft hingen noch immer Unmengen von Staub und Schmutz, aber sie konnte immerhin sehen, dass der Ausgang zur Gänze blockiert war.

Panik ergriff sie. Was war mit Bea und den anderen? Waren auch sie verschüttet? War vielleicht der ganze Klubraum eingestürzt und hatte ihre Freundinnen... getötet?

Rebekka weigerte sich, diese Möglichkeit auch nur in Betracht zu ziehen. Ihre Situation war auch so schon schlimm genug. Das konnte – nein durfte! – einfach nicht sein.

Rebekka zwang sich, ein paarmal tief ein- und auszuatmen. Der Staub, der noch immer so dicht wie Nebel in der Luft lag, brannte in ihren Lungen, aber das bisschen Sauerstoff, das sie einatmete, reichte aus, dass sie einen einigermaßen klaren Kopf bekam. Es war nicht still. Rings um sie herum knisterte und knirschte es immer noch unheimlich und drohend in den Wänden, und wenn sie sich konzentrierte, konnte sie spüren, dass auch der Boden unter ihren Füßen noch immer ganz sacht zitterte. Sie war keineswegs außer Gefahr. Es war gut möglich, dass die kleinste Erschütterung reichte, um auch den Rest des Gangs einbrechen zu lassen.

Die logische Konsequenz aus diesem Gedanken war klar, und dennoch sträubte sich alles in Rebekka dagegen, als sie sich herumdrehte und versuchte, das jenseitigen Ende des Tunnels mit Blicken zu durchdringen. Im allerersten Moment sah sie nur Schatten, unheimliche, huschende Bewegung, wo keine war, aber immerhin sah sie etwas, und nun begann sie sich zu fragen, warum eigentlich.

Es gab nur eine einzige Erklärung: Nämlich die, dass irgendwo dort vorne Licht hereinfiel. Und das wiederum bedeutete, dass es einen Ausgang gab.

Entschlossen marschierte sie los. Sie hatte nicht vergessen, was Bea und die anderen über diesen Keller erzählt hatten, die Geschichte von den verschwundenen Kindern und all das andere, und ihre Fantasie bemühte sich nach Kräften, ihr alle möglichen Schrecken und Ungeheuer vorzugaukeln, die in dem grauen Halbdunkel dort vorne auf sie lauerten. Doch sie hatte keine andere Wahl. Mit weitaus mehr Mühe, als sie sich selbst eingestehen mochte, schob sie die Schreckensbilder ihrer eigenen Imagination von sich und ging nicht nur weiter, sondern beschleunigte ihr Tempo sogar noch.

Nach ein paar Dutzend Schritten wurde es besser. Die Luft war jetzt nicht mehr so voller Staub, dass sie das Gefühl hatte, Sand zu atmen, und auf dem Boden lagen nicht mehr ganz so viele Trümmerstücke. Wenn man sein Alter bedachte, war der Gang sogar erstaunlich sauber.

Leider führte er nur noch ungefähr zwanzig Schritte weit, bevor er vor einer verschlossenen, aus schweren, hölzernen Bohlen gefertigten Tür endete.

Rebekka hätte vor Enttäuschung am liebsten laut aufgeschrien.

Es war verrückt – sie war eindeutig in einer Situation, in der sie ihren fünf Sinnen besser nicht trauen sollte – aber sie war auch vollkommen sicher, dass diese Tür zuvor noch nicht da gewesen war!

Aber das war doch ... unmöglich!

Einen Moment lang wusste sie einfach nicht, was sie tun sollte. Sie konnte nicht zurück, aber hier ging es auch nicht weiter. Die Tür war uralt, das sah man ihr deutlich an, doch sie sah zugleich auch so aus, als bräuchte man schon eine mittelschwere Kanone, um sie aufzubrechen. Sie saß in der Falle und ...

Etwas kratzte von der anderen Seite an der Tür und Rebekka konnte spüren, wie sich das Blut in ihren Adern in Eiswasser verwandelte.

Rebekka überlegte angestrengt. Das Geräusch wiederholte sich nicht.

Vielleicht hatte sie es sich ja doch nur eingebildet.

Obwohl sie felsenfest davon überzeugt war, dass es sinnlos war, raffte sie all ihren Mut zusammen, streckte

die Hand aus und berührte die Tür. Zu ihrer grenzenlosen Überraschung schwang sie bereits unter der flüchtigen Berührung ihrer Fingerspitzen jämmerlich quietschend auf. Der Gang, der dahinter zum Vorschein kam, sah genauso aus wie der, in dem sie stand, und war von demselben, unheimlichen Licht erfüllt, das aus dem Nichts zu kommen schien.

Kein Monster.

Der Gang war leer.

Rebekka atmete erleichtert auf, blieb aber trotzdem auf der Hut. Obwohl es alles andere als stockdunkel war, griff sie in die Hosentasche ihrer Jeans und holte die Taschenlampe heraus. Sie hatte nicht vor, auch nur einen einzigen Schritt in diesen unheimlichen Gang hinein zu tun, aber ein kurzer Blick konnte doch nicht schaden, oder?

Sie schaltete die Taschenlampe ein, blieb brav unter der Tür stehen, und richtete den Strahl in das unheimliche Zwielflicht auf der anderen Seite.

Sie wusste nicht genau, was sie erwartet hatte, aber im allerersten Moment war der Anblick fast enttäuschend. Sie sah nichts als uralten, schimmeligen Stein und aufgewirbelten Staub, der im weißen Licht der Taschenlampe glitzerte wie lautlos fallender Schnee im Sonnenschein. Rebekka ließ erleichtert die Taschenlampe sinken ...

... und hatte das Gefühl, dass ihr eine unsichtbare Hand die Kehle zusammendrückte und ihr die Luft abschnürte.

Aufgewirbelter Staub?

Von wem aufgewirbelt? Die Tür war geschlossen gewesen. Die Druckwelle des Einsturzes hatte hier unmöglich irgendetwas aufwirbeln können, nicht einmal den Staub!

Und als wäre dieser Gedanke ein Stichwort gewesen, blitzte ganz kurz vor ihr etwas in der Dunkelheit auf – ein Paar dunkelroter, glühender Augen, die sie aus der Schwärze heraus anstarrten? Rebekkas Herz begann zu rasen. Aber sie war noch nie ein Feigling gewesen, und so raffte sie all ihren Mut zusammen und richtete das knochenbleiche Licht der Taschenlampe abermals in den Tunnel und trat einen halben Schritt in den Gang hinein.

Ein erschrockenes Quietschen erscholl, und irgendetwas jagte so schnell davon, dass Rebekka kaum mehr als einen Schemen erkannte. Aber diesmal hatte sie etwas

gesehen, und obwohl sie schon wieder einen eisigen Schrecken verspürte, erleichterte sie der Anblick doch zugleich auch fast. Immerhin wusste sie jetzt, dass sie nicht verrückt war ...

Aber was war das gewesen? Eine Ratte? Dafür war der Schatten ein wenig zu groß gewesen und Ratten hatten auch keine roten Augen, die noch dazu im Dunkeln leuchteten. Was also war es?

Rebekka zögerte kurz und ging dann mit leicht zitternden Knien ein Stück weiter in den Gang hinein. Der Strahl der Taschenlampe huschte vor ihr über den Boden und riss hundert Jahre alten Staub aus einer mindestens ebenso alten Dunkelheit – und eine verwischte Spur, die nicht annähernd so alt war. Erschrocken blieb Rebekka wieder stehen und überzeugte sich davon, dass die Spur zumindest so weit in die Dunkelheit vor ihr hineinreichte wie der Lichtstrahl der Taschenlampe und nicht etwa nach ein paar Schritten in einem aufgerissenen Maul voller spitzer Zähne oder etwas Ähnlichem endete. Dann ließ sie sich in die Hocke sinken und betrachtete die Spur genauer.

Sehr viel erkennen konnte sie trotzdem nicht. Die Spur war einfach zu sehr verwischt um sie zu identifizieren, aber sie sah immerhin, dass sie von etwas verursacht worden sein musste, das wesentlich größer als eine Ratte war.

Ein weiterer Grund, nicht weiterzugehen, meldete sich ihr Verstand in dem vergeblichen Versuch zu Wort, sie vielleicht doch noch zur Vernunft zu bringen.

Nicht, dass sie auch nur vorhatte, auf ihn zu hören.

Nachdenklich schwenkte sie die Lampe herum und richtete den Strahl auf die Innenseite der Tür. Sie erschrak nicht einmal wirklich.

Das uralte Holz, das so hart sein musste wie Eisen, war bis ungefähr in Kniehöhe regelrecht zerfetzt worden. Nicht wenige dieser Schrammen waren tief genug, dass sie bequem einen Finger hineinlegen konnte. Sie entdeckte sogar eine uralte rostige Schraube, deren Kopf glatt abgerissen worden war. Was immer sich hier auch ausgetobt hatte, musste mindestens die Kraft (und die Klauen) eines Leoparden haben. Und die Kratzer waren allerhöchstens ein paar Minuten alt.

Rebekka spürte, dass ihre Fantasie schon wieder mit ihr durchzugehen drohte, und rief sich in Gedanken zur Ordnung. Das einzig halbwegs Vernünftige, was sie in

diesem Moment tun konnte, wäre zweifellos, so schnell wie möglich aus diesem Gang zu verschwinden und die Tür hinter sich zu verrammeln. Aber gesetzt den Fall, all die Geschichten wären wahr, die Petra und die anderen über verschwundene Kinder und Tunnelarbeiter, die nach einem Ausflug in diese Gänge in der Irrenanstalt gelandet waren, erzählten, dann hatte sie hier möglicherweise den ersten konkreten Hinweis gefunden. Das konnte nicht nur helfen, die vermissten Kinder zu finden, sondern auch weiteres und größeres Unglück zu verhindern. Vielleicht gab es hier unten ja tatsächlich irgendein gefährliches Tier, das seit Jahren sein Unwesen trieb; und sei es nur ein verwilderter, bössartiger Hund.

Noch ein Grund, die Beine in die Hand zu nehmen und zu verschwinden, meldete sich die Stimme ihrer Vernunft noch einmal zu Wort. Aber Rebekka fand, dass sie mittlerweile irgendwie resigniert klang. Sie musste ja nicht allzu weit in den Gang hineingehen. Nur ein paar Schritte. Und sie würde sehr, wirklich sehr vorsichtig sein und beim geringsten verdächtigen Geräusch kehrtmachen und laufen, so schnell sie nur konnte. Ganz bestimmt. Die Frage, wohin sie laufen sollte, stellte sie sich vorsichtshalber erst gar nicht.

Sie fragte sich nur, warum ihr Herz ihr immer noch bis zum Hals klopfte, als sie weiterging, obwohl ihr doch gar nichts passieren konnte ...

Unendlich vorsichtig bewegte sie sich voran. Der Lichtstrahl folgte der Spur, aber ihre Hände zitterten so stark, dass er immer wieder nach rechts oder links auswich und sie sie mühsam wieder suchen musste. Dennoch hatte sie Glück: Sie musste nur ungefähr ein Dutzend Schritte weit in den verbotenen Gang eindringen, bis sie eine Stelle fand, an der die Spur nicht ganz so verwischt war. Rebekka warf noch einen raschen, sichernden Blick über die Schulter zurück – nur um sich davon zu überzeugen, dass die Tür noch offen stand –, ehe sie sich in die Hocke sinken ließ und den Lichtstrahl direkt auf den Boden vor sich richtete.

Rebekka konnte buchstäblich spüren, wie sich ihr die Haare sträubten.

Die Spur war auch hier kaum auszumachen, aber unmittelbar vor ihr war ein einzelner, klar erkennbarer Abdruck, so deutlich, als hätte man ihn eigens angebracht, um sie noch ein bisschen mehr zu erschrecken.

Was durchaus gelang.

Es war keine Spur, wie sie sie jemals zuvor gesehen hatte. Das allein bedeutete vielleicht noch nichts – Rebekka hatte nicht einen einzigen Tropfen Indianerblut in den Adern, und die einzigen Spuren, die zu deuten sie sich zugetraut hätte, wären vielleicht die Bremsspuren eines Sattelschleppers gewesen, die vor einer zerknautschten Leitplanke endeten –, aber sie war nicht einmal sicher, ob es irgendwo auf der Welt ein Tier gab, das einen solchen Abdruck hinterlassen konnte.

Jedenfalls keines, von dem sie schon gehört hätte.

Der Abdruck war mindestens doppelt so groß wie ihre Hand, wenn sie sie mit gespreizten Fingern auf den Boden presste, und er sah auch ein ganz kleines bisschen aus wie eine riesige Hand; noch viel mehr allerdings wie eine Pfote. Sie hatte nur vier Finger, die etwa doppelt so dick waren wie ihr Daumen, wenn auch nicht viel länger, und am Ende seltsam verwischt schienen, als würden sie in ziemlich langen Nägeln oder Krallen auslaufen.

Rebekka musste an die tiefen Kratzer denken, die sie im Holz der Tür entdeckt hatte.

Und das reichte.

Ihre Abenteuerlust war von einem Moment auf den nächsten verflogen, und sie begriff ganz plötzlich nicht nur, in welcher Gefahr sie sich befand, sondern auch wie unglaublich leichtsinnig es gewesen war, ganz allein hierher zu kommen. Schon einer Ratte – oder gar einem wilden Hund! – hier unten zu begegnen wäre bestimmt alles andere als lustig, aber das Ding, das diese Spuren hinterlassen hatte, würde sie mit einem einzigen Happs hinunterschlucken können ohne auch nur kauen zu müssen! Sie wollte auf einmal gar nicht mehr wissen, welche Art von Ungeheuer hier unten sein Unwesen trieb!

Hastig richtete sie sich wieder auf, fuhr herum – und hätte um ein Haar laut aufgeschrien.

Die Tür war verschwunden. Wo das mattgrau erleuchtete Rechteck gewesen war, gewahrte sie jetzt nur noch vollkommene Schwärze, in der sich das Licht der Taschenlampe verlor, lange bevor es auch nur die halbe Distanz zurückgelegt hatte.

Die Tür musste zugefallen sein und das auch noch ohne den geringsten Laut.

Oder jemand hatte sie zugemacht.

Mühsam kämpfte Rebekka die Panik nieder, die sie zu überwältigen drohte, warf noch einen letzten, nervösen Blick auf den gigantischen Pfotenabdruck und machte sich dann auf den Rückweg. Es kostete sie eine Menge Kraft, nicht zu rennen, sondern nur mit schnellen Schritten zu gehen, und fast noch mehr, ihre vollkommen ausgeflippte Fantasie in Zaum zu halten, aber irgendwie gelang ihr beides. Das Ding mit den roten Augen und Schuhgröße neunundneunzig war ganz offensichtlich nicht mehr da (wie allein der Umstand bewies, dass sie noch lebte).

Ob sie es nun wollte oder nicht – Rebekka ging jetzt doch noch ein wenig schneller um die Tür zu erreichen. Es waren ja nur ein Dutzend Schritte.

Oder allerhöchstens zwei.

Ganz bestimmt nicht mehr als drei.

Rebekka hatte ihre Schritte nicht gezählt, weder auf dem Hinweg noch jetzt, aber sie war ziemlich sicher, dass sie die Tür längst erreicht haben sollte. Vor ihr war jedoch weiter nichts als Dunkelheit.

Sie ging noch etwas schneller, blieb dann plötzlich stehen und sah sich verwirrt um. Ihr Mund war trocken. Hektisch schwenkte sie die Taschenlampe hin und her. Der bleiche Lichtstrahl tastete über die Wände, über die Decke und wanderte über unheimliche grüne Flecken aus Schimmel und Moder, aber als sie ihn wieder nach vorn richtete, verlor er sich einfach in wattiger Schwärze. So weit war sie ganz bestimmt nicht gegangen!

Wie betäubt drehte sie sich um und suchte mit der Taschenlampe nach ihren eigenen Spuren. Sie fand sie, wenn auch erst nach einigen Augenblicken, und es gab sogar eine einzelne Sekunde, in der sie sich selbst erleichtert aufatmen hörte, als sie ihre Fußabdrücke in der dicken Staubschicht auf dem Boden gewährte.

Allerdings wirklich nur eine einzige Sekunde. So lange dauerte es nämlich, bis ihr klar wurde, dass die Fußspur nur in eine Richtung führte ...

Sie hätte zwei Spuren sehen müssen: Eine, die weg-, und eine, die zurückführte, aber es gab nur eine, und das bedeutete, sie musste irgendwo falsch abgebogen sein.

Das Problem dabei war nur, dass sie hundertprozentig sicher war, immer geradeaus gelaufen zu sein ...

Rebekka wusste zwar selbst nicht wie, aber es gelang ihr, nicht vor Angst den Verstand zu verlieren, sondern

ganz ruhig den Weg, den sie gekommen war, zurückzugehen, bis sie die Stelle erreichte, an der sie den Pfotenabdruck entdeckt und kehrtgemacht hatte. Diesmal war sie sogar umsichtig genug, ihre Schritte zu zählen. Es waren knapp hundert und damit eindeutig mehr als ein Dutzend oder auch zwei oder drei Dutzend. Doch das Allerunheimlichste war vielleicht das: Sie fand zwar den Pfotenabdruck wieder, indem sie auf ihrer eigenen Spur zurückging, aber es gab nur diese Spur hin, keine zurück.

Rebekka blieb ungefähr eine Minute lang völlig reglos stehen und starrte auf den Pfotenabdruck im Staub, und ohne dass sie es selbst wusste, tat sie in diesem Moment etwas sehr Kluges, das ihr möglicherweise sogar das Leben rettete: Sie schüttelte ihre Angst einfach ab, indem sie die Augen vor der Wirklichkeit verschloss. Was sie gerade erlebte, war schlichtweg unmöglich, aber statt sich mit diesem gehirnverdrehenden Problem zu beschäftigen, dachte sie einfach nur daran, wie sie hier herauskam. Das Rätsel, wo ihre Fußspuren geblieben waren, würde sie später lösen. Jetzt brauchte sie einfach nur kehrtzumachen und so lange geradeaus zu gehen, bis sie gegen die Tür stieß. Sie wusste, dass sie nirgends abgebogen war. Geradeaus war schließlich geradeaus, sogar hier.

Theoretisch.

Praktisch kamen ihr leichte Zweifel, nachdem sie die ersten hundert Schritte zurückgelegt hatte, und ernsthafte Zweifel, als sie beim zweihundertsten Schritt angelangt war.

Bei dreihundert hörte sie auf zu zählen. Es wäre auch vollkommen sinnlos gewesen. Denn das vor ihr war keine Tür, sondern eine steil nach unten führende Treppe.

Rebekka blieb wieder einmal stehen und lauschte wieder einmal auf das rasende Hämmern ihres Herzens und versuchte wieder einmal vergeblich, zu begreifen, was sie sah: nämlich so gut wie nichts. Der bleiche Strahl der Taschenlampe verlor sich nach vier oder fünf Stufen in vollkommener Dunkelheit. Diese Treppe durfte es so wenig geben wie den endlosen Gang und diesen grässlichen Fußabdruck.

Also gut, dann war sie eben verrückt geworden oder in irgendeiner Nische des Kausalitäts-Gewebes des Universums gestrandet, in der Logik so wenig bedeutete wie die Naturgesetze.

Sie ging einfach weiter.

Die Treppe sah nicht nur sonderbar aus, es war auch auf eine schwer in Worte zu fassende Weise unangenehm, sie hinabzusteigen. Die Stufen erschienen ihr gerade eine Winzigkeit zu hoch, um sie bequem überwinden zu können, und der Stein, der unter ihren Füßen war, fühlte sich irgendwie falsch an; als schritte sie gar nicht über Stein, sondern über raues Glas.

Dann ging das Licht aus.

Die Taschenlampe flackerte noch einmal kurz und schien für einen Atemzug sogar heller zu leuchten, bevor sie einfach erlosch.

Das Allererste, was Rebekka empfand, war ein völlig absurder Zorn auf sich selbst, weil sie vergessen hatte, die Batterien ihrer Lampe zu überprüfen, bevor sie hierher gekommen waren. Aber dieses Gefühl dauerte nur für einen Moment an, denn schon im nächsten Augenblick hörte sie das ... Fressen.

Ihr fiel einfach keine passendere Bezeichnung ein: Vom unteren Ende der Treppe (dem, das sie nicht sehen konnte) drang ein grauenhaftes Konglomerat von Geräuschen an ihr Ohr: ein Reißen und Schmatzen und Knurren und Schlingen und Hinunterwürgen, das sich anhörte, als fiele irgendwo – gar nicht weit entfernt – eine ganze Meute ausgehungertes Wölfe über ein frisch gerissenes Mastodon her.

Jedenfalls machte es ihre Fantasie dazu. Nein, jetzt hatte sie keine Angst mehr, für das, was sie jetzt fühlte, hätte sie schon ein neues Wort erfinden müssen.

Die fürchterlichen Geräusche hielten an, aber nun gesellte sich noch ein beinahe genauso grässlicher Geruch hinzu. Ihr Herz jagte. Sie begann am ganzen Leib zu zittern. Sie wollte herumfahren und die Treppe hinaufstürmen, aber sie wagte es nicht. Allein der Gedanke, in vollkommener Dunkelheit durch diesen unheimlichen Gang zu laufen, der anscheinend nach Belieben länger wurde und in dem Türen verschwanden und Treppen aus dem Nichts auftauchten, war schon fast mehr, als sie ertragen konnte.

Unendlich behutsam ließ sie sich auf die Treppenstufe sinken und schraubte mit bebenden Fingern die Taschenlampe auseinander. Sie nahm die Batterien heraus, setzte sie wieder ein und baute die Lampe zusammen.

Sie funktionierte immer noch nicht.

Rebekka blieb eine ganze Weile reglos in der Dunkelheit sitzen und wartete darauf, dass dieser Albtraum aufhörte. Als sie endlich einsah, dass das nicht geschehen würde, dachte sie ernsthaft daran, kehrtzumachen und sich nötigenfalls einfach zurückzutasten. Ganz egal, wie lang dieser verfluchte Gang auch sein mochte, irgendwo musste er ja schließlich aufhören, und wenn es Stunden dauerte!

Aber dann fielen ihr wieder die Geschichten ein, die Petra und die anderen erzählt hatten, und den Pfotenabdruck, der ihr in der Erinnerung mittlerweile so groß wie der eines Dinosauriers erschien. Und schließlich waren da auch noch die Geräusche, die aus der Dunkelheit zu ihr heraufdrangen.

Sie musste wissen, was dort unten war. Sie konnte nicht einfach in völliger Dunkelheit losstolpern, ohne auch nur die geringste Ahnung zu haben, wer oder was möglicherweise ihre Spur aufnehmen und sie verfolgen würde. Kein Schrecken war größer als der, den man nicht kannte.

Wenn sie doch wenigstens ein bisschen Licht gehabt hätte! Sie wünschte sich ja nicht gleich eine komplette Flutlichtanlage; nur ein bisschen Licht.

Es wurde hell.

Nicht wirklich. Eigentlich war es nur ein matter, grauer Schimmer, der mit einem Male die Luft erfüllte, ohne dass er aus einer bestimmten Richtung zu kommen schien. Ein bisschen Licht eben.

Rebekka blieb eine geschlagene Minute lang mit offenem Mund auf der Treppenstufe hocken und fragte sich, was nun schon wieder los war. Spukte es hier jetzt auch noch?

Vielleicht war die Erklärung aber auch viel einfacher. Das Licht war ja wirklich kaum mehr als ein blasser Schimmer. Möglicherweise war es ja die ganze Zeit über schon da gewesen und sie hatte es beim Schein der Taschenlampe einfach nur nicht wahrgenommen. Und nachdem die Lampe dann ausgefallen war, hatte es eben ein bisschen gedauert, bis sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten. So einfach war das.

Übrigens auch so falsch, aber das interessierte sie im Moment nicht. Eine fadenscheinige Erklärung war ihr immer noch lieber als gar keine. Sie hatte Licht und sie konnte sehen, und das war alles, was zählte.

Sie überlegte kurz, die nutzlos gewordene Taschenlampe zurückzulassen, entschied sich aber dann dagegen. Die Lampe war weder besonders wertvoll noch nutzte sie ihr irgendetwas, aber in dieser bizarren Höhlenwelt jenseits der Wirklichkeit, in der sie offensichtlich gestrandet war, stellte sie ein beruhigendes Stückchen Realität dar, an dem sie sich festhalten konnte.

Während sie aufstand und die Lampe in die Gesäßtasche ihrer Jeans schob, blickte sie sich aufmerksam um. Sehr viel konnte sie in dem trüben Licht nicht erkennen, aber was sie sah, war ziemlich überraschend: Der Treppenschacht, in dem sie sich befand, war nicht mehr aus den bisher obligatorischen Ziegelsteinen gemauert. Die Wände waren glatt und schimmerten seltsam, und auch die Stufen bestanden nicht aus einzelnen Steinen, sondern wirkten wie aus Beton gegossen. Oder waren sie aus Glas, wie sie vorhin schon einmal gedacht hatte?

Unsinn!, entschied Rebekka. Wer würde schon eine Treppe aus Glas bauen?

Vielleicht ja derselbe, der einen kompletten Keller aus Glas baute, denn als Rebekka näher an die Wand herantrat, stellte sie überrascht fest, dass sie tatsächlich aus etwas bestand, das zumindest wie mattes Glas aussah und sich auch so anfühlte. Das war sonderbar und es erinnerte sie an irgendetwas, ohne dass sie hätte sagen können, woran.

Aus der Tiefe klang ein markerschütterndes Knurren und Brüllen zu ihr herauf und riss Rebekka ziemlich unsanft wieder in die Wirklichkeit zurück oder zumindest in das, was sich im Moment dafür ausgab. Es folgte ein dumpfer Knall, und dann ein lang anhaltendes Splittern und Bersten, als wäre unter ihr die größte Bowleschüssel der Welt zu Bruch gegangen.

Rebekka sah noch einmal nach oben. Jetzt, wo sie Licht hatte, sprach eigentlich nichts mehr dagegen, zurückzugehen. Aber die Geräusch dort unten waren wirklich unheimlich. Es klang, dachte sie schaudernd, als kämpften irgendwelche gewaltigen ... Dinge miteinander. Sie musste wissen, was dort unten geschah.

Leider reichte das Licht nicht aus, um bis zum unteren Ende der Treppe zu sehen. Sie hätte sich besser doch ein richtiges Licht wünschen sollen oder wenigstens frische Batterien für die Taschenlampe.

Sie versuchte es, aber natürlich funktionierte es nicht. Das Licht blieb so schwach, wie es war, und Rebekka kam sich ganz schön blöd vor, etwas so Albernes auch nur gedacht zu haben. Sie hieß weder Alice noch war sie im Wunderland gelandet, nur in einem etwas zu groß geratenen Keller.

Sie ging nun endgültig weiter. Obwohl die Stufen unter ihren Füßen nicht glatt waren, bewegte sie sich sehr langsam und tastete sich zusätzlich mit der linken Hand an der Wand entlang. Nach einem guten Dutzend Stufen machte die Treppe einen scharfen Knick nach links, und als Rebekka sah, was dahinter lag, war sie plötzlich sehr froh, so vorsichtig gewesen zu sein.

Nach dem Knick führte die Treppe noch weitere fünf oder sechs Stufen in die Tiefe, dann mündete sie in einer riesigen Halle, deren Decke von einem ganzen Wald nahezu mannsdicker, gläserner Säulen getragen wurde. Die Halle hatte schon bessere Zeiten gesehen. Etliche der Säulen waren umgestürzt und zerborsten und der Boden war mit Tausenden von Bruchstücken übersät; manche davon so groß wie ein Auto, andere winzig. Die ganze Halle schimmerte und blitzte wie frisch gefallener Schnee

Inmitten dieser bizarren Märchenlandschaft kämpften die beiden abscheulichsten Kreaturen miteinander, die Rebekka jemals gesehen hatte. Sie sahen tatsächlich ein wenig aus wie Wölfe, die man mit Schweinen gekreuzt hatten, waren aber viel größer und hatten glitzernde Panzerplatten und lange bunte Stacheln, die sich wie die Mähnen von Löwen rings um ihren Hals zogen und noch ein gutes Stück weit den Rücken hinab. Sie besaßen furchtbare, fast fingerlange Klauen und nahezu noch längere Reißzähne, und ihre Ringelschwänze endeten in faustgroßen, stachelbewehrten Kugeln, mit denen sie ebenso wütend aufeinander eindroschen, wie sie mit ihren Krallen hieben und schnappenden Zähnen bissen. Ihre Schläge rissen Splitter aus dem Glas und ließen die Trümmer auf dem Boden aufspritzen wie Wasser. Der Grund für diesen Streit lag nur ein paar Schritte entfernt und musste früher ebenfalls einer dieser Stachelschweinwölfe gewesen sein, war aber jetzt eindeutig tot und sah darüber hinaus ziemlich angeknabbert aus. Offensichtlich waren diese grauenhaften Wesen Kannibalen.

Der Kampf tobte eine ganze Weile erbittert, ohne dass eines der beiden Ungeheuer die Oberhand gewinnen konnte. Immer wieder umkreisten sich die beiden

Stachelschweinwölfe, hieben oder bissen aufeinander ein oder sprangen sich an. Abgebrochene Stacheln und zerborstene Panzerplatten und Glassplitter flogen wie Geschosse durch die Luft und der Boden unter Rebekkas Füßen erzitterte.

Sie hatte genug gesehen. Welches der beiden Ungeheuer den Kampf auch gewinnen würde – durch diese Halle kam sie jedenfalls nicht aus diesem Keller raus. Ganz im Gegenteil: Sie musste machen, dass sie hier wegkam, bevor der Kampf vorbei war und der Überlebende vielleicht Appetit auf ein kleines, neugieriges Dessert bekam. Hastig fuhr sie herum und stürmte die Treppe hoch.

Fünf oder sechs Stufen weit. Dann blieb sie abrupt wieder stehen und lauschte. Über ihr ... war etwas.

Rebekka konnte nicht genau sagen, was, aber sie hörte ein unheimliches Kratzen und Schnüffeln begleitet von einem Laut wie von einem borstigen Straßenbesen, der über den Boden strich, oder von langen, nadelspitzen Stacheln, die ...

Auch über ihr war eine der Kreaturen – und sie hatte ganz offensichtlich ihre Witterung aufgenommen und kam näher! Panik griff nach ihr. Den Rücken fest gegen die Wand gepresst wich sie zum unteren Ende der Treppe zurück und blieb stehen, als sie die Halle erreichte. Was sollte sie nur tun? Vor ihr tobte immer noch der Kampf der Giganten und hinter ihr kam ein weiteres stacheliges Ungeheuer heran. Sie wünschte sich, dass sich die beiden Biester gegenseitig umbringen würden, und zwar schnell.

Ein wütendes Brüllen erklang. Eines der Monster sprang plötzlich vor, schnappte nach der Kehle seines Gegners und verfehlte sie, verlor aber durch seine eigene hastige Bewegung das Gleichgewicht und prallte schwer gegen einen der gläsernen Pfeiler, und sofort war die andere Kreatur über ihm und grub ihm die fürchterlichen Reißzähne in den Nacken. Das Untier verendete mit einem schrillen Jaulen, doch mit seinem allerletzten Atemzug bäumte es sich noch einmal auf. Sein langer schuppiger Schwanz peitschte und die stachelbewehrte Kugel an seinem Ende traf das Rückgrat des anderen und zertrümmerte es. Noch im Tode aneinander geklammert sanken die beiden Bestien zu Boden und rührten sich nicht mehr.

Rebekka blieb nicht einmal Zeit, erleichtert aufzuatmen, denn in diesem Moment erscholl hinter ihr ein heiseres, bellendes Keuchen, dann das Geräusch

stahlharter Klauen auf nicht minder hartem Glas, und Rebekka verschwendete keine Zeit damit, nach dem Urheber dieser wenig erfreulichen Laute zu sehen, sondern rannte los.

Aus dem Keuchen wurde ein enttäuschtes Heulen, und irgendetwas polterte plötzlich rasend schnell die Treppe herab, sodass Rebekka ihr Tempo noch beschleunigte. Unter ihren Füßen spritzten Splitter aus buntem Glas hoch, und obwohl sie einen respektvollen Bogen um die beiden toten Stachelschweinwölfe schlug, kam sie ihnen dennoch nahe genug um zu erkennen, dass sie noch viel größer waren, als sie gedacht hatte. Nicht wie Wölfe, sondern fast schon wie Kälber oder kleine Pferde.

Und sie rannten offensichtlich auch genauso schnell.

Sie warf nun doch einen hastigen Blick über die Schulter zurück und stellte nicht nur fest, dass sie tatsächlich von einem dieser grässlichen Geschöpfe verfolgt wurde, sondern auch, dass es erschreckend schnell näher kam. Noch zwei oder drei dieser gewaltigen Sätze und es würde sie eingeholt haben!

Es brauchte vier, aber dann hatte es Rebekka erreicht und riss sie mit einem einzigen Sprung von den Füßen. Hilflos wurde sie nach vorn geworfen und spürte noch im Fallen, wie die rasiermesserscharfen Klauen des Ungetüms ihr T-Shirt zerfetzten, die Haut darunter aber wie durch ein Wunder nicht einmal ritzen, dann krachte sie lang hin und schlitterte mit weit nach vorne gestreckten Armen über den Boden. Rebekka biss die Zähne in Erwartung des kommenden Schmerzes zusammen. Der Boden war mit Glassplittern und -scherben in allen nur denkbaren Größen und Formen übersät, und eigentlich hätte es sein müssen, als würde sie über ein gigantisches Reibeisen gezogen, das ihr das Fleisch von den Knochen raspelte.

Doch sie hatte noch einmal Glück. Rebekka pflügte eine breite Bahn in die glitzernde Schicht auf dem Boden, bevor eine mannsdicke Säule aus rosafarbenem Glas ihrer Rutschpartie ein ziemlich unsanftes Ende setzte. Benommen blieb sie einen Moment lang auf dem Rücken liegen und lauschte in sich hinein, aber das Wunder war geschehen: Ihr tat zwar so ziemlich alles weh, aber bis auf ein paar kleine Schrammen schien sie unversehrt zu sein.

Die Frage war nur, wie lange das noch so bleiben würde.

Ein drohendes Knurren drang in ihre Gedanken. Hastig setzte sie sich auf, und ihr Herz machte schon wieder einen erschrockenen Hüpf, als sie sah, wie sich der Stachelschweinwolf nur ein paar Schritte entfernt ebenfalls aufrichtete und benommen den Kopf schüttelte, wobei seine langen Stacheln klirrten und raschelten, als bestünden sie ebenfalls aus Glas.

Langsam kam die Bestie näher. Ihre Augen funkelten tückisch und übel riechender Geifer tropfte aus ihrem Maul. Jetzt, wo sie sich ihrer Beute sicher wähnte, schien sie es nicht mehr besonders eilig zu haben.

Rebekka kroch rücklings ein kleines Stück von ihr weg, aber die Kreatur folgte ihr knurrend. Rebekka meinte regelrecht zu sehen, wie ihr angesichts des seltenen Leckerbissens das Wasser im Maul zusammenlief. Immer nur Stachelschweinwolf war auf die Dauer wahrscheinlich doch eine ziemlich fade Ernährung.

Nun, wenigstens wusste sie jetzt, was mit den verschwundenen Kindern passiert war, und wieso der Tunnelarbeiter völlig gaga gewesen war, als man ihn nach einer Woche gefunden hatte.

Vielleicht war das ja auch die Erklärung, dachte sie. Was, wenn sie das alles gar nicht erlebte, sondern einfach den Verstand verloren hatte oder irgendwie mit dem Kopf aufgeschlagen war und einen ganz besonders üblen Fiebertraum durchlitt? Der Stachelschweinwolf machte einen blitzschnellen Schritt nach vorn, setzte ihr eine seiner Pfoten auf die Brust und schnappte spielerisch nach ihrem Gesicht, und Rebekka wurde so hart zurückgeworfen, dass ihr Hinterkopf auf den Boden knallte und sie Sterne sah.

So viel zum Thema Einbildung.

Sie versuchte das Ungeheuer von sich herunterzuschubsen, aber genauso gut hätte sie auch versuchen können eine der Riesensäulen mit bloßen Händen umzureißen. Das Vieh stieß sie nur mit seiner platten Nase wieder zurück und fuhr sich dann tatsächlich mit einer langen, schlabbernden Zunge über die Lippen, und sein Blick wirkte irgendwie unschlüssig – als wäre es noch nicht so ganz sicher, welchen Teil von ihr es zuerst fressen sollte. Verzweifelt wand sich Rebekka unter seinen riesigen Pfote, hörte etwas klappern und sah ein silberfarbenes Blitzen aus den Augenwinkeln; die Taschenlampe, die ihr aus der Hosentasche gerutscht war und jetzt scheppernd davonrollte. Ohne wirklich zu wissen warum, griff sie

danach und schlug sie dem Stachelschweinwolf wuchtig auf die Nase.

Vielleicht war das keine wirklich gute Idee.

Das Ungeheuer nieste ein paarmal, fuhr sich mit der Zunge über die Nase – und schnappte dann blitzschnell zu. Bevor Rebekka auch nur richtig verstand, wie ihr geschah, verschwand die Taschenlampe zwischen seinen mahlenden Zähnen und Rebekka hörte das Geräusch von splitterndem Glas und zerbrechendem Metall.

„Guten Appetit auch, du Mistvieh!“, knurrte sie. „Hoffentlich erstickst du dran!“

Der Stachelschweinwolf rülpste, dass die Wände wackelten, starrte sie einen Moment lang gierig aus seinen riesigen, blutunterlaufenen Augen an und hob eine krallenbewehrte Pfote, die größer war als Rebekkas ganzes Gesicht, um der Sache ein Ende zu machen.

Statt jedoch zuzuschlagen begann er plötzlich zu husten.

Zuerst war es kaum mehr als ein heftiger Schluckauf, der sich aber rasch zu einem Würgen und Keuchen steigerte. Der Stachelschweinwolf bäumte sich auf, ließ ein letztes, lang gezogenes Keuchen hören – und brach sterbend zusammen.

Rebekka riss hastig die Hände vors Gesicht, um sich vor den nadelspitzen Stacheln zu schützen, als das tote Monster der Länge nach auf sie fiel. Das Gewicht des riesigen Raubtieres presste ihr die Luft aus den Lungen und drohte sie zu ersticken, und für einen kurzen Moment sah sie abermals Sterne. Nur mit äußerster Anstrengung – wahrscheinlich war es die reine Todesangst, die ihr die Kraft gab – gelang es ihr, das Ungeheuer wenigstens ein kleines Stück weit zur Seite zu schieben und sich darunter hervorzuwälzen.

Mit dröhnendem Kopf und so mühsam wie ein Fisch auf dem Trockenen nach Luft japsend richtete sie sich auf und sah schauernd auf das tote Ungeheuer hinab. Sie hätte sich wünschen sollen, dass das Biest auf die andere Seite fiel. Um Haaresbreite hätten die Stacheln des Monstrums sie aufgespießt und sie sähe jetzt genau so aus wie dieser wahr gewordene Albtraum.

Ein eisiger Schauer lief ihr über den Rücken, als ihr klar wurde, was sie gerade gedacht hatte; und das zum zweiten Mal.

Allmählich wurde ihr die Sache mehr als unheimlich. Konnte es sein, dass sie sich hier einfach nur etwas zu wünschen brauchte und es ging automatisch in Erfüllung? Der Gedanke kam ihr völlig lächerlich vor, aber sie versuchte es trotzdem und wünschte sich noch einmal und jetzt mit allem Nachdruck, dass dieses trübe graue Licht verschwand und es richtig hell wurde. Natürlich geschah rein gar nichts, und obwohl sie darüber erleichtert war, spürte sie im allerersten Moment auch so etwas wie Enttäuschung. Hätte sie festgestellt, dass sie hier unten tatsächlich über Zauberkräfte verfügte, dann wäre das zugleich auch der Beweis gewesen, dass sie tatsächlich träumte. So musste sie sich wohl oder übel allmählich mit dem Gedanken abfinden, das alles hier wirklich zu erleben.

Aber wie war das nur möglich? Dieser riesige, ganz aus Glas erbaute Keller – den hätte sie vielleicht noch irgendwie verstehen können – schließlich wusste ja niemand so genau, was dieses Gebäude früher einmal gewesen war. Aber Kreaturen wie diese unheimlichen Stachelschweinwölfe gab es doch auf der ganzen Welt nicht! Rebekka zerbrach sich eine ganze Weile den Kopf über dieses neue Rätsel, aber sie kam zu dem Schluss, dass sie es hier und jetzt sowieso nicht lösen konnte. Außerdem waren da noch immer die Stachelschweinwölfe. Wo es drei dieser Ungeheuer gab, da konnte es genauso gut auch noch mehr geben. Und es war mehr als unwahrscheinlich, dass sie jedes Mal ein so unverschämtes Glück haben würde, wenn sie einem dieser Raubtiere begegnete. Außerdem waren ihre gerade die Taschenlampen ausgegangen.

Das Klügste wäre wohl gewesen, den gleichen Weg zurückzugehen, den sie gekommen war, aber das machte sie nicht. Auch der Stachelschweinwolf war ja die Treppe heruntergekommen, und wer wusste schon, wie viele von diesen Dingern noch oben herumlungerten.

Nein, sie musste wohl oder übel weitergehen. Und wenn sie Glück hatte, dann gab es in dieser Halle einen zweiten Ausgang, der, wenn sie sehr viel Glück hatte, sogar ins Freie führte. Sie überzeugte sich noch einmal mit einem misstrauischen Blick davon, dass das Ungeheuer auch wirklich tot war, dann ging sie mit zitternden Knien los, tiefer in die Halle hinein.

Obwohl sie noch immer ziemlich große Angst hatte, begann sie fast so etwas wie Abenteuerlust zu empfinden und allmählich auch mehr als nur ein bisschen Neugier. Ihre Augen hatten sich inzwischen

vollständig an das matte graue Licht gewöhnt, sodass sie erkennen konnte, dass die Säulen, die wie ein versteinertes Wald rings um sie herum aufragten, nicht nur tatsächlich aus – verschiedenfarbigem – Glas bestanden, sondern auch reich verziert waren. Dort, wo sie nicht rissig oder hoffnungslos verwittert waren, waren sie über und über mit kunstvollen Reliefarbeiten, Schriftzeichen oder Bildern bedeckt, die Menschen und Tiere, aber auch eigenartige Landschaften, Fabelwesen oder Buchstaben einer fremden und kunstvoll verschnörkelten Sprache zeigten, wie Rebekka sie noch nie zuvor gesehen hatte.

Die Halle war riesig. Durch das schwache Licht und die zahllosen Säulen war es schwer, ihre Größe wirklich zu schätzen, aber Rebekka marschierte viele Minuten über den mit fein gemahlenem Glas bedeckten Boden ohne das andere Ende in der Ferne auch nur erahnen zu können. Die Decke befand sich so hoch über ihrem Kopf, dass Rebekka das Gefühl hatte, man könnte hier bequem mit einem Zeppelin herumfliegen.

Und auch das war mehr als sonderbar.

Sie war zwar eine Treppe heruntergekommen, aber ganz bestimmt nicht so weit. Eigentlich konnte sie sich gar nicht so tief unter der Erde befinden.

Ein weiteres Rätsel, das sie später lösen würde. Sie ging nun noch ein bisschen schneller.

Dennoch hatte sie nach einer Weile den Eindruck, nicht von der Stelle zu kommen. Das zermahlene Glas, über das sie schritt, erzeugte ein Klingen und Vibrieren, das ihr fast wie eine verzauberte Musik vorkam und die Fremdartigkeit dieses Ortes noch zu betonen schien. Seltsamerweise hatte sie mittlerweile beinahe gar keine Angst mehr. Sie war sich der Gefahr, vielleicht schon hinter der nächsten Säule wieder auf einen Stachelschweinwolf oder einen möglicherweise noch viel grauenhafteren Bewohner dieses Ortes zu stoßen, durchaus bewusst, aber es war mit diesem Keller irgendwie wie mit dem Klubraum, in dem Bea und die beiden anderen Mädchen zurückgeblieben waren: Irgendetwas stimmte sie so friedlich, dass es das Wort Angst einfach nicht zuzulassen schien.

Dennoch wurde ihr allmählich mulmig zumute. Wie groß konnte dieser unheimliche Keller denn noch sein? Er hatte mindestens die Abmessungen eines Flugzeughangars, wenn nicht mehr! So faszinierend sie dieses unterirdische Märchenland auch fand, reichte es ihr doch allmählich.

Rebekka bog um den nächsten Pfeiler, blieb stehen und hob geblendet die Hand vor die Augen. Nur ein paar Schritte vor ihr fiel heller Sonnenschein wie ein Scheinwerferstrahl durch einen Treppenschacht, der steil in die Höhe führte. An das trübe graue Licht hier unten gewöhnt begannen ihre Augen im allerersten Moment zu tränen. Dennoch erkannte sie einen Ausschnitt strahlend blauen, wolkenlosen Himmels weit oben am Ende der Treppe.

Strahlend blau? Großer Gott, dachte sie, wie lange war sie denn hier unten gewesen? Ihr war es vorgekommen wie allerhöchstens eine halbe Stunde, aber die Nacht war ganz offensichtlich schon vorbei!

Erleichtert und beunruhigt zugleich machte sich Rebekka an den Aufstieg. Die Treppe war spürbar steiler als die, über die sie heruntergekommen war, und so lang, dass sie zweimal anhalten und sich auf die Stufen setzen musste um neue Kraft zu schöpfen. Die Stufen waren auch wesentlich glatter, sodass sie Acht geben musste, um auf dem schlüpfrigen Glas nicht auszurutschen. Aber auch hier lagen überall Splitter und staubfein zermahlene Glas herum, und je höher sie kam, desto mehr und breitere Risse und Sprünge bemerkte sie in den Wänden. Endlich aber hatte sie das Ende der Treppe erreicht und trat mit einem tiefen Seufzen ins Freie.

Und blieb wie vom Donner gerührt stehen.

Sie hatte den Keller verlassen. Über ihr spannte sich tatsächlich ein wolkenloses Firmament von einem fast schon unnatürlich strahlenden Blau, aber daran verschwendete Rebekka in diesem Moment nicht einmal einen einzigen Gedanken.

Sie war aus dem Keller heraus, aber sie war nicht zu Hause. Sie war aber auch nicht in der Ruine, in die Bea sie geführt hatte.

Vor ihr lag ein weitläufiger Platz, der genau wie der Keller mit Trümmern und Schutt übersät war und von mehreren ein- oder höchstens anderthalbgeschossigen Häusern gesäumt wurde. Sie sahen ausnahmslos altmodisch aus, als hätte es Rebekka irgendwie ins Mittelalter verschlagen, und es gab sogar einen passenden Ziehbrunnen, der sich in der Mitte des unregelmäßig geformten Platzes erhob. Hinter den Häusern ragten die Dächer weiterer, kaum höherer Gebäude und eine Art Kirchturm oder Tempel auf, und dahinter waren wiederum die Mauern und Türme und Zinnen einer ausgewachsenen Ritterburg zu erkennen!

Und alles, alles hier bestand aus Glas.

Rebekka stand minutenlang einfach da, starrte mit offenem Mund in die Runde und versuchte vergeblich zu begreifen, was sie sah. Die gläsernen Wände und Dächer und Türen waren nicht durchsichtig, sondern schimmerten in allen möglichen zarten Pastelltönen. Und die Stadt befand sich in keinem wirklich besseren Zustand als der Keller, durch den sie hierher gekommen war. Dächer waren eingesunken, Mauern geborsten und zum Teil zusammengestürzt, und selbst der Boden des Platzes, der wie Kopfsteinpflaster aussah, aber ebenso wie alles andere aus farbigem Glas bestand, war von Sprüngen und Rissen durchzogen, von denen manche breit genug schienen, dass man bequem hineinfallen konnte.

Irgendwann klappte Rebekka den Mund wieder zu, rieb sich mit den Fingerknöcheln über die Augen und blinzelte ein paarmal, aber das unglaubliche Bild blieb.

„Aha“, sagte Rebekka. Der Klang dieses einzigen Wortes wurde von den gläsernen Wänden zurückgeworfen und hundertfach gebrochen, und für einen winzigen Moment war ihr, als wispere darunter noch eine andere Stimme, in einer fremden und ihr dennoch seltsam vertrauten Sprache.

Es verging noch einige Zeit, bis Rebekka ihre Verblüffung endgültig überwunden hatte. Nun ja, vielleicht nicht wirklich überwunden, aber wenigstens weit genug verarbeitet, um einen halbwegs klaren Gedanken fassen zu können; oder sich wenigstens einzubilden, es zu tun. Abgesehen von der bloßen Existenz dieser gläsernen Stadt und des bejammernswerten Zustands, in dem sie sich befand, gab es noch etwas, was ihr ziemlich unheimlich vorkam: Die Stadt schien völlig verlassen zu sein. Nirgends rührte sich etwas, und das einzige Geräusch, das sie hörte, war das leise Heulen des Windes, der sich an den Burgzinnen und -türmen brach.

Zögernd setzte sich Rebekka in Bewegung und trat auf das geborstene gläserne Kopfsteinpflaster. Das zermahlene Glas knirschte unter ihren Füßen, und schon nach ein paar Schritten spürte sie einen dünnen, schmerzhaften Stich im linken Fuß, blieb stehen und wackelte ungeschickt auf nur einem Bein herum, um eine fast fingerlange Scherbe aus ihrer Schuhsohle zu ziehen. Der Schnitt war nicht schlimm und tat auch nicht mehr weh, als sie die Scherbe herausgezogen hatte, aber ihre Sohle war hin. Der kleine Zwischenfall

machte Rebekka klar, dass sie gut daran tat, nicht nur zu staunen, sondern auch vorsichtig zu sein.

Entsprechend behutsam ging sie weiter. Ihr erster Impuls war gewesen, einfach laut zu rufen, um auf diese Weise herauszufinden, ob sie tatsächlich ganz allein in dieser bizarren Ruinenstadt war, aber irgendetwas warnte sie, es nicht zu tun. Dieser Platz strahlte trotz allem etwas Friedliches aus, genau wie es der Keller unten getan hatte, aber schließlich war sie gerade dort auf die Stachelschweinwölfe getroffen, und die waren alles andere als friedlich gewesen. Sie konnte schließlich nicht wissen, was für unheimliche Bewohner diese Stadt haben mochte ...

In der nächsten halben Stunde zumindest fand sie nicht einmal eine Spur von ihnen.

Sie durchsuchte nicht alle, aber doch etliche der kleinen Häuser, die den gläsernen Platz säumten, und so aufregend und faszinierend das auch war, was sie fand, war es doch zugleich auch enttäuschend. Die Häuser waren allesamt verlassen und es gab keine Essensreste, keine Kleider, keine Möbel oder gar Bilder oder irgendetwas anderes, was auf die ehemaligen Bewohner dieser absonderlichen Stadt hingewiesen hätte. Wenn es hier jemals Menschen gegeben hatte (wer sagte ihr eigentlich, dass diese Stadt von Menschen erbaut worden war?, wisperte eine lautlose Stimme in ihre Gedanken), dann waren sie nicht nur schon vor vielen Jahren weggegangen, sondern hatten auch alles mitgenommen, was sie besaßen.

Was blieb, war die Frage, wer eigentlich so verrückt war, eine ganze Stadt aus Glas zu bauen. Und vor allem, warum?

Irgendetwas sagte ihr, dass sie die Antwort eigentlich kennen sollte. Doch auch dieser Gedanke entglitt ihr, bevor sie ihn wirklich ergreifen und ihm weiter nachgehen konnte. Sie spürte nur noch, dass sie vor diesem Wissen regelrecht zurückschreckte.

Eigentlich hatte sie genug gesehen. Sie hatte vielleicht ein Drittel der Gebäude am Platz untersucht und war zu dem Schluss gekommen, dass sie auf diese Weise auch noch bis zum nächsten Morgen weitermachen konnte, ohne mehr als leere Räume und schiefe Zwischenböden aus Glas zu finden. Unschlüssig trat sie wieder ins Freie und ließ ihren Blick über den mit Trümmern und gläsernem Schutt übersäten Platz schweifen. Sie verspürte ein vages Gefühl von Enttäuschung. Nachdem sie diese unfassbare Entdeckung gemacht

hatte, kam es ihr fast so vor, als ob ihr das Schicksal jetzt eine lange Nase drehte, weil es ihr so gar nicht weiterhelfen wollte.

Ihr Blick fiel auf die zerbröckelnden Zinnen der Burg, die sich hoch über der Stadt erhob. Vielleicht fand sie ja dort ein paar Antworten auf die tausend Fragen, die sie quälten.

Sie sah noch einmal nachdenklich in die Richtung, aus der sie gekommen war. Im ersten Moment hatte sie Mühe, die Tür wieder zu finden, durch die sie aus dem Keller heraufgekommen war. Vielleicht war es gar nicht so klug, weiterzugehen. Was, wenn sie den Rückweg nicht mehr fand?

Rebekka tat schließlich auch diesen Gedanken mit einem Achselzucken ab. Sie konnte so oder so nicht durch den Keller zurück. Es gab dort unten ein paar ziemlich stachelige Gründe, die dagegen sprachen.

Sie wandte sich in Richtung Burg und marschierte entschlossen los. Die Burg war so gewaltig, dass sie praktisch von jedem Punkt der Stadt aus zu sehen war, sodass sie kaum Gefahr lief, sich zu verirren.

Sie war allerdings auch deutlich weiter entfernt, als sie geglaubt hatte. Sie legte zwei, drei, schließlich vier unerwartet lange Straßen zurück, und trat am Ende auf einen weiteren und deutlich größeren Platz, der ebenso mit Trümmern und Schutt übersät war wie alles hier. An drei Seiten wurde er von den hier üblichen verfallenen Gebäuden aus farbigem Glas begrenzt, an der vierten von der hohen Wehrmauer der Burg, in der ein wahrhaft titanisches, weit offen stehendes Tor aus goldfarbenen schimmerndem Glas gähnte. Auch der weitläufige Burghof dahinter war verwüstet und auch hier rührte sich nichts.

In der Mitte des Platzes erhob sich kein gläserner Ziehbrunnen, sondern etwas, das sie erst auf den zweiten Blick erkannte: Eine hohe gläserne Säule in einer Form, die Rebekka im allerersten Moment für eine geflügelte Schlange hielt, bevor ihr klar wurde, was es wirklich war.

In der Mitte des Platzes erhob sich etwas, das sie erst auf den zweiten Blick erkannte: Kein gläserner Ziehbrunnen, wie sie zuerst annahm, sondern eine hohe Säule aus Glas in einer Form, die Rebekka im allerersten Moment für eine geflügelte Schlange hielt, bevor ihr klar wurde, was es wirklich war.

Keine Schlange, sondern ein Drache. Auf seinen gespreizten Flügeln waren drei Figuren aufgestellt, wie sie unterschiedlicher nicht sein konnten: ein hoch gewachsener, breitschultriger Mann mit langem Haar und wallendem Vollbart, der sich auf eine gewaltige Keule stützte, ein ziemlich kleiner Bär, der auf den Hinterbeinen stand und absurderweise eine Augenklappe trug, und ein Zwerg, der aber ganz normale Proportionen hatte und nicht die zu kurzen Arme und Beine und den zu großen Kopf, wie man sie von Liliputanern kannte.

Mit klopfendem Herzen trat Rebekka näher an die Säule heran und dann traf sie die Erkenntnis wie ein Schlag ins Gesicht.

Mit einem Male begriff sie, dass diese sonderbare Skulptur nicht einfach nur ein Kunstwerk war, sondern ein Denkmal. Aber erst, als sie das Gesicht des vermeintlichen Zwerges genauer betrachtete, wusste sie wirklich, was es bedeutete. Der Zwerg war kein Zwerg, sondern ein groß gewachsener Junge. Auch der Bär war nicht klein, sondern ganz im Gegenteil ein ausgewachsener, wenn auch einäugiger Grizzly, und der Mann war kein Mann, sondern ein Riese. Die lebensgroßen Figuren waren ihr nur so winzig vorgekommen, weil eben auch der Drache in Lebensgröße abgebildet war und so hoch wie ein Kirchturm über ihr aufragte. Rebekka kannte sogar ihre Namen, obwohl sie die verschnörkelten Schriftzüge unter den Figuren nicht lesen konnte: Kim, Kelhim und Gorg. Und der Drache hieß Rangarig, wenn sie sich richtig erinnerte.

Jetzt endlich wusste sie auch, wo sie war.

Das Denkmal, das sie sah, hatten die Bewohner dieser Stadt ihren drei Helden gesetzt, die sie vor dem sicheren Untergang bewahrt hatten. Und die verfallene Stadt, durch die sie gewandert war, war Gorywynn, die Hauptstadt des Landes Märchenmond.

Der Autor

Wolfgang Hohlbein, 1953 in Weimar geboren, ist der meistgelesene und erfolgreichste deutschsprachige Fantasy-Autor mit einer Gesamtauflage von weit über 20 Millionen Büchern. Der Durchbruch gelang ihm 1982 mit Märchenmond, das seinen Siegeszug in zahlreichen Ausgaben von den USA bis in den Fernen Osten bis heute ungebrochen fortsetzt. 1993 stand sein phantastischer Thriller Druidentor für ein volles Jahr auf der Spiegel Bestsellerliste, gefolgt von vielen anderen Titeln wie Anubis im Jahr 2005.

Das Gesamtwerk Wolfgang Hohlbeins umfasst mehr als einhundertfünfzig immer wieder neu aufgelegte Romane. Dabei deckt der mehrfach preisgekrönte Bestsellerautor die ganze Palette der Unterhaltungsliteratur ab - von Kinder- und Jugendbüchern über Romane und Filmbücher, von Fantasy über Horror bis hin zu historischen Stoffen. Der passionierte Motorradfan und Zinnfigurensammler lebt zusammen mit seiner Frau und Co-Autorin Heike, seinen Kindern und zahlreichen Hunden und Katzen am Niederrhein.

Die Co-Autorin

Heike Hohlbein hat seit dem schriftstellerischen Durchbruch ihres Mannes Wolfgang 1982 mit dem Jugendbuch "Märchenmond" zahlreiche Romane zusammen mit ihrem Mann veröffentlicht.